



Hubertus Halbfas

Institution - Macht - Evangelium

Neue Aspekte eines alten Themas

I. Der jesuanische Anfang

Alle christlichen Kirchen bekennen in ihren zentralen Formeln einen Glauben, in dem das Leben Jesu nicht vorkommt. Die Glaubensbekenntnisse, wie sie gelehrt und gesprochen werden, ersetzen Jesus – von seiner Kreuzigung abgesehen – durch Christusdeutungen. Jesus von Nazaret kommt darin mit seinem Leben und Programm nicht vor. Dieses „Loch“ im Glaubensbekenntnis ist eine Paulus zu verdankende Verdrängung des historischen Jesus. Er hat Jesus zu dessen Lebenszeit nicht gekannt. Hat sich offensichtlich auch nie bemüht, genaue Kenntnisse über Jesus und seine Reich-Gottes-Botschaft zu gewinnen, obwohl er Petrus besuchte und fünfzehn Tage bei ihm blieb (Gal 1,18). Vielleicht wollte er sich nicht in Abhängigkeit von diesen Augen- und Ohrenzeugen begeben, weil er Wert darauf legte, „sein“ Evangelium „nicht von einem Menschen übernommen und gelernt, sondern durch die Offenbarung Jesu Christi empfangen“ zu haben (Gal 1,12). Jedenfalls übergab Paulus alles, was Jesus zu seinen Lebzeiten bewegte und lehrte. Gäbe es nur „sein Evangelium“, wäre für uns Jesus nicht einmal eine blasse Kontur: wir würden keine Gleichnisse kennen, keine Bergpredigt, kein Vaterunser, keine Kenntnis von Jesu Leben und Verhalten haben.

Was Jesus interessierte, ist eine Lebensordnung, die er als „Herrschaft Gottes“ oder „Reich Gottes“ verstand: keine jenseitige Welt, sondern eine Lebensweise in der Welt der Menschen. Er schrieb in den Alltag dessen göttliche Bestimmung hinein. Dies machte er konkret durch eine provokante offene Tischgemeinschaft als Symbol und Realisation seiner Lehre.

Schaut man sich die Lehre Jesu näher an, so gilt größte Allgemeinheit. Von Juden oder Nichtjuden ist kaum die Rede; es geht generell um Menschen. In allen seinen Gleichnissen handeln Menschen, weder Juden noch Griechen oder andere herausgehobene Spezies: Ein *Mensch* sät Samen auf seinen Acker, sät ein Senfkorn aus, findet einen Schatz im Acker, sucht ein verlorenes Schaf, bereitet ein großes Mahl ...; ein *Mann* lädt zum Gastmahl, hatte zwei Söhne, war reich, hatte einen Verwalter ...; eine *Frau* mengt Sauerteig in drei Saton Mehl, sucht ihre Drachme; eine *Witwe* kam zu einem Richter ... und so weiter. Und wenn es benennbare Gruppenvertreter sind wie Pharisäer und Zöllner, die zum Tempel gehen, so stehen sie doch für Menschen schlechthin.

Für den Erzähler und Weisheitslehrer Jesus ist Gott eingeschrieben in die Alltäglichkeit des menschlichen Lebens. „Er lässt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte“ (Mt 5,45). Auch hier uneingeschränkte Allgemeinheit. Überall gibt es Menschen, die der „Summe“ aller Gebote folgen und aufrechte Mitmenschlichkeit leben, und solche, die sich diesem Anspruch verweigern. Auch wenn Jesus Jude war und zum eigenen Volk sprach, vertrat er doch ein Ethos, das Juden, Samariter und Heiden verbindet.

An anderer Stelle fasst Jesus sein Glaubensverständnis so zusammen: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit allen deinen Gedanken. Das ist das wichtigste und erste Gebot. Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz samt den Propheten“ (Mt 22, 37-40).

Da ist seine Geschichte vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25-37). Auch sie überschreitet gängige Abgrenzungen, wie sie für antike Kulturen bestanden. Zur Zeit Jesu mischten sich im

Lande Juden, Römer, Syrer, Griechen – blieben aber dennoch Juden, Römer, Syrer, Griechen. Innerhalb des eigenen Volkes lebten Pharisäer, Saduzzäer, Essener, Samaritaner auf Distanz. Solch „klare Verhältnisse“ gaben Sicherheit in dem, was zu tun und zu lassen war. Das Ethos begründet die moralischen Verhaltensweisen einer sozialen Ordnung, es stabilisiert sie und grenzt sie zugleich von anderen Gruppen ab.

Nun erzählt Jesus die Geschichte von dem Mann, der unter die Räuber gefallen ist. Die beiden Kleriker, von denen am ehesten Hilfe zu erwarten wäre, „gehen vorüber“. Umso erstaunlicher ist es, dass ausgerechnet ein Samariter sich hier engagiert und dabei jedes zumutbare Maß überschreitet. Aus der Sicht Jesu gibt es keine Kategorie, die im Voraus bestimmt, wer dem anderen der Nächste ist, weder Gesetz noch Brauchtum, weder Sprach-, Kultur- oder Volkszugehörigkeit.

Am besten glauben Priester und Levit zu wissen, was „der Wille Gottes“ ist. Sie finden ihn in der Heiligen Schrift und im Tempelkult. Aber der Gedanke, in einem Straßengraben zwischen Jerusalem und Jericho Gottes Willen zu begegnen, hat sie nie berührt. Hingegen lag Jesus eine Eingrenzung Gottes auf die traditionellen Orte der Religion fern.

Wie bei Amos, Micha, Jesaja findet sich sein Gottesglaube in die Lebensumstände des Menschen eingebunden. Der Mitmensch wird zum „Ort Gottes“. Der darin liegende Anspruch übersteigt kulturelle oder religiöse Trennungen. Ein Glaube aber, der zu genau wissen will, was wahr und was falsch ist und das je Definierte gegen das Offene setzt, hat seinen „Gott“ abgegrenzt, ihn vielleicht mit großen Attributen und Erhabenheit geschmückt, aber findet ihn darüber nicht mehr im Alltäglichen und Unvermuteten. Darum steht vor einem „Gott finden“ nicht selten der Anspruch, den Gott der Kindheit, den des Katechismus oder der später studierten Dogmatik, den Gott der sakrosankten Tradition los zu lassen, um für etwas ganz anderes, das quer zur eigenen Planung und Interessenlage steht, frei zu werden.

Jesu Evangelium ist im eigentlichen Sinne auch keine Lehre, sondern ein Lebensmodus, der nicht argumentativ bewiesen werden muss, weil er seine Überzeugungskraft aus sich selbst besitzt. Die Wahrheit eines Christentums, das der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu folgt, muss nicht geglaubt, nicht bewiesen und nicht verteidigt werden. Sich auf sie einzulassen, verlangt kein Verstandesopfer sondern Sensibilität, Mitmenschlichkeit und Mitgefühl für alles Leben. Das Christentum, das sich in dieser Rückbesinnung auf das Evangelium Jesu zu sich selbst bekehrt, ist eine Größe, die sich heute noch nicht kennt.

Dieses Evangelium untersteht keiner Verwaltung. Es bahnt sich seinen eigenen Weg über die christlichen Kirchen hinaus. Es wirkte im Programm der französischen Revolution „Freiheit - Gleichheit - Brüderlichkeit“ oder in der Erklärung der Menschenrechte. Es setzt sich fort in der Sozialgesetzgebung der europäischen Staaten; im Internationalen Roten Kreuz; in Organisationen wie Amnesty International, Attac, Ärzte ohne Grenzen als auch in den Zielen von Greenpeace oder dem World Wide Fund For Nature (WWF), auch wenn hier kein historischer Kausalnexus vorliegt.

II. Die paulinische Interpretation

Bei Paulus nun erfährt das Wort Evangelium eine vollständige Bedeutungsverschiebung. An die Stelle der Reich-Gottes-Botschaft Jesu tritt die Verkündigung des Gekreuzigten und Auferstandenen. Paulus deutet den Tod Jesu als Sühnopfer. Er kann auch von „Loskauf“, „Erlösung“ oder „Befreiung“ sprechen oder erklären, „dass Christus als unser Paschalamm geopfert wurde“. Demnach soll Gott erst durch den blutigen Opfertod Jesu mit der schuldbeladenen Menschheit versöhnt worden sein. Wer solchem Sühnedenken anhängt, muss allerdings die Frage beantworten, wer und wie der Gott sei, der solche Sühne verlangt und annimmt.

Für Jesus bedarf es keines Sühnetodes, um die Menschen mit Gott zu versöhnen. Im Gleichnis vom „verlorenen Sohn“ erwartet der Vater den heimgekehrten Sohn mit offenen Armen. Voraussetzung der Versöhnung ist die Einsicht des Sohnes heimzukehren; keinerlei Sühneleistung wird verlangt. Der durch Jesu Lehre und Leben erschlossene Gott hat nichts mit

„Opfertod“ und Satisfaktion zu tun. Auch im Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner genügt die Bitte: „Gott sei mir Sünder gnädig“, um angenommen zu sein. Kein Beichtstuhl, keine Absolution, keine Gnadenvermittlung durch Sakramente und Kirche, nichts was eine Priesterschaft exklusiv zu vermitteln hätte.

Somit unterscheidet das Evangelium Jesu sich wesentlich von der Jesus-Interpretation des Paulus, in der das Reich-Gottes-Programm Jesu nicht mehr vorkommt. Die geschichtliche Entwicklung hat den Weg des Paulus fortgesetzt. Während das Denken Jesu davon bestimmt war, dass Gott einem jeden Menschen unmittelbar ist, beansprucht Paulus den Tod Jesu als Vermittlungsleistung, deutet entsprechend das Mahlverständnis Jesu um und begründet im Fortgang dieser Entwicklung das heutige Kirchenverständnis.

Es ist darum folgerichtig, dass im Apostolischen Glaubensbekenntnis der historische Jesus von Nazaret fehlt. Dieses „Loch“ im Credo setzt sich im theologischen System bis zum heutigen Tage fort und wird kaum als Defizit empfunden. Aber solange die Christenheit Jesus in der Interpretation des Paulus sieht, entfernen sich modernes Denken und paulinischer Glaube voneinander - mit der Konsequenz eines zunehmenden Glaubensverlusts.

Bei Paulus gewinnt der Begriff Evangelium einen neuen Grundton. Er fordert nun „Glaubensgehorsam“: „Wer ein anderes Evangelium verkündigt, als wir euch verkündigt haben, der sei verflucht, auch wenn wir selbst es wären oder ein Engel vom Himmel. Was ich gesagt habe, das sage ich noch einmal: Wer euch ein anderes Evangelium verkündigt, als ihr angenommen habt, der sei verflucht.“ Bereits der Zweite Thessalonicherbrief macht von der Annahme oder Ablehnung dieser Botschaft das Schicksal der Menschen beim Gericht abhängig: „Dann übt er Vergeltung an denen, die Gott nicht kennen und dem Evangelium Jesu, unseres Herrn, nicht gehorchen. Fern vom Angesicht des Herrn und von seiner Macht und Herrlichkeit müssen sie sein, mit ewigem Verderben werden sie bestraft, wenn er an jenem Tage kommt, um inmitten seiner Heiligen gefeiert und im Kreis aller derer bewundert zu werden, die den Glauben angenommen haben“. War Jesu Evangelium noch uneingeschränkte Freudenbotschaft, so kommt nun ein drohender Unterton auf, der später immer stärker anschwillt.

Wer aber „Glaubensgehorsam“ fordert, setzt auf Kontrolle – und befördert damit eine Entwicklung, die jede Abweichung mit gesteigerter Drohung beantwortet. Schon an den Rändern der apostolischen Zeit melden sich Parolen, einen ketzerischen Menschen, einerlei, ob er ethische oder doktrinaire Probleme stellt, zu meiden, ihn nicht einmal zu grüßen oder aus der Gemeinde auszustoßen. Die inquisitorische Praxis der Kirche beginnt hier; ihre geschichtliche Entfaltung ist bekannt.

Demgegenüber ist die Wahrheit, zu der Jesus aufruft, weder eine theologische noch wissenschaftliche Wahrheit, keine experimentelle, logische oder metaphysische Aussage, sondern ein die Zeiten überdauernder Anspruch – die Wahrheit der Liebe.

III. Die Konstantinische Wende

Im Römischen Reich musste sich das junge Christentum dann gegenüber einer Weltordnung mit religiösem Anspruch behaupten. Das führte zu kompatiblen Organisationsstrukturen, die schließlich Kaiser Konstantin politisch zu nutzen wusste. Er akzeptierte das Christentum, so dass es sich seitdem als staatstragend entwickelte. Der dafür tauglichen nizänischen Christologie fehlt allerdings jede Reich-Gottes-Erinnerung. Das machte sie strategisch nützlich, ihren Ansatz aber häretisch. Als schließlich unter Kaiser Theodosius diese Reich-Gottes-entleerte Religion alleinige Staatsreligion wird, legitimiert fortan der thronende Christus die politische Herrschaft. Der Wanderlehrer Jesus von Nazaret verschwand hinter dem hoheitlich herrschenden Christus, in dessen Typus vor allem göttliche Qualitäten interessieren. Jesus hingegen hatte nicht dazu aufgefordert, eine hellenistische Lehre über ihn zu entwickeln, sondern in der prophetischen Tradition seines Volkes den Armen und Hilflosen Stütze zu sein und darin den Willen Gottes zu erkennen.

Der hiermit umrissene Paradigmenwechsel, die Konstantinische Wende, ist der größte innerhalb der Kirchengeschichte. War bis dahin die Entscheidung zum Christentum mit Zurücksetzungen, Unverständnis, Bedrohung, Repression, Verfolgung und oft sogar mit der Todesstrafe verbunden, so wird dieser Status jetzt Voraussetzung für eine öffentliche Karriere. War es bis dahin in den Gemeinden ungern gesehen, dass Christen Militärdienst leisteten und anfangs sogar strikt verpönt, so wird die Kirche jetzt staatstragend, also auch für die militärische Moral zuständig. Waren bis zum Jahr 313 die Presbyter besonderer Gefährdung ausgesetzt, werden sie jetzt besoldete Staatsbeamte und rücken in einen exquisiten Privilegienstand. Die Konstantinische Wende eröffnete eine Entwicklung des Christentums, die Religion und Politik, Kaiserkult und Gottesbild, Christenheit und Gesellschaft in Wechselbeziehungen rückte. Die langfristigen Wandlungen, die sich daraus ergaben, sind:

1. Das Christentum erschien nun im Römischen Reich als Staatsreligion und Staatskult. Die Kirche begann sich nach dem Modell des Reiches umzugestalten. Das hatte auch Konsequenzen für das Glaubensverständnis: Das Kaiserbild wurde zur Matrix des Kultbildes; der Imperator prägte das Bild des Pantokrators, wie es übermächtig bald aus den Apsiden des basilikalischen Kirchenbaus auf die Gemeinden herabschaute.

2. Der von Konstantin verliehene Stand einer *religio licita* war nur die juristische Legitimationsformel des Anfangs. De facto erfolgte gleich eine Privilegierung gegenüber den römischen Religionstraditionen. Als schließlich Kaiser Theodosius I. das Christentum als ausschließliche Staatsreligion anerkannte, wurden „zwangsläufig und unter Sanktion des staatlichen Rechts alle Staatsbürger auch zu Christen. Die Gleichung Mensch gleich Christ wird von der politischen Seite her durchgeführt, unbeachtet der Tatsache, dass die Evangelien eine solche - allen antiken Reichen geläufige - Staatsnotwendigkeit gemeinsamen Kultes nicht gekannt hatten, vielmehr war dort ausdrücklich die Aneignung der Frohen Botschaft als Angelegenheit von 'Wenigen' erschienen, die obendrein noch die Aussicht hatten, wie Schafe unter die Wölfe zu geraten" (Albert Mirgeler). Mit diesem Vorgang war die Intoleranz nunmehr institutionell angelegter Habitus, was zunächst vor allem die Juden durch Sondergesetze und Übergriffe zu spüren bekamen.

3. Die Kirche wurde nun Kaiserkirche. Schon der ungetaufte Konstantin nannte sich "Bischof über die äußeren Angelegenheiten" der Kirche, doch präsierte er auch dem Ökumenischen Konzil 325, dessen Beschlüsse er mit Rechtskraft ausstattete. Möglicherweise hat er den göttlichen Christus immer nur im Modell des *sol invictus* gesehen, als eine Sonnengottheit, deren Abbild und irdische Vertretung in ihm selbst erschien. Damit rückte das Gottesverständnis zentral in die Perspektive von Herrschaft, fern aller Unmittelbarkeit und Vertrautheit, die Jesus mit der Anrede "Abba-Vater" vermittelte. Die nicht zu überschätzende Differenz zwischen institutioneller Gestalt der Kirche und ihrer Herkunft tat sich weit auf. Das Gottesgnadentum der abendländischen Herrscher war eine ihrer Folgen. Die Akzentverschiebung von der Brüderlichkeit zur Amtsautorität, von der gelösten Liebe zu Sündenangst und Verdammungsfurcht hat wesentliche Ursachen in den neuen Strukturen, die sich aus der Konstantinischen Wende ergaben.

4. Die Christologie wurde jetzt vor allem im Medium der Herrschaft entfaltet, und zwar im Gegenüber zum Dominus Caesar als göttlichem Herrn. Von da an interessierte fast nur noch seine Göttlichkeit, durchaus zweckdienlich gedacht, denn "seine Funktion ist die größtmögliche Divinisierung der Herrschaft" (Mirgeler), so dass alles, was im Kontext der Herrschaft steht, nun in Heiligkeit getaucht erschien. Die Verkürzung der Menschheit Christi bei Überbetonung seiner Gottheit nahm hier ihren Ausgang.

5. Die Hierarchisierung der Kirche erfuhr ebenfalls Verstärkung. Alle Ämter partizipierten an der Herrschaftsautorität. Während bis 313 der Klerus für den verfolgenden Staat vor allem das christliche Volk repräsentierte, wurde die Geistlichkeit nun dem Volk in einer der staatlichen Hierarchie analogen Weise gegenübergestellt.

Historiker sind der Ansicht, ohne den mit der Konstantinischen Wende einhergehenden Paradigmenwechsel hätte das Christentum keine Zukunft gehabt. Diese Frage ist kaum zu ent-

scheiden. Es geht aber auch nicht darum, einen anderen Geschichtsverlauf zu wünschen, sondern durch kritische Rückblende die Folgen dieser Wende für die Gegenwart zu analysieren, die offensichtlich dabei ist, aus dem beschriebenen Paradigma endgültig hervorzutreten.

Rückblickend erwies sich die Konstantinische Wende als ein Ereignis, dessen vielfältige Folgen die Kirche überfordert haben. Die kirchlichen Amtsträger und Theologen waren dem gesellschaftlichen Aufstieg und plötzlichen Machtzuwachs spirituell nicht gewachsen; es mangelte ihnen sowohl an notwendigen seelischen Qualitäten wie auch an kritischem Potential, den Versuchungen der Herrschaft standzuhalten. Mit der Verpflichtung der Reichsbevölkerung auf das nizänische Glaubensbekenntnis (durch das Religionsgesetz Theodosius I. vom 28. Februar 380) waren die Häretiker zu Staatsfeinden geworden.

„Ob das Christentum ohne kaiserliche Unterstützung zur vorherrschenden Religion geworden wäre, ist schwer zu sagen, darf aber bezweifelt werden. Unter dem weiten Dach einer Sonnenreligion, wie sie Kaiser Julian vorschwebte, wäre das Heidentum noch lange lebensfähig gewesen. Es waren wohl mehr die gewaltsamen Verbote (unter Theodosius I. und II.), die der alten Religion ein Ende bereiteten, als das Aussterben ihrer Anhänger“ (Marion Giebel).

Insgesamt hat sich die Kirche von dem Einbruch, den sie durch die fundamentalen Veränderungen der Konstantinischen Zeit erlitt, nie mehr erholen können. Die Veränderungen der Macht, die damals stattfanden, sind im Sinne des jesuanischen Ursprungs unaufgearbeitet geblieben. Die vereinzelt Ansätze, die es dazu immer einmal wieder gab und die es vermehrt heute gibt, verstärken im Blick auf die Gesamtkirche und ihre hierarchische Repräsentanz dieses Urteil.

IV. Die autoritäre Wahrheit

"Die Radikalität eines ganz bestimmten Wahrheitsethos, die die Voraussetzung eines ganz spezifischen Verständnisses von Häresie ist, findet sich doch nur im Christentum, und so gibt es das eigentliche Wesen der Häresie doch nur hier", stellt Karl Rahner fest. Tatsächlich hob sich das Christentum von seiner kulturellen Umgebung von Anfang an durch die Herkunft seiner Wahrheit aus Offenbarung ab und von daher durch "die autoritätsbezogene Art und Weise ihrer Begründung, Bewahrung und Präsentierung bzw. die Härte der Sanktionen für alle Verstöße gegen die solchermaßen unbezweifelbare Wahrheit".

- Wahrheit aus Offenbarung
- die autoritätsbezogene Weise ihrer Begründung, Bewahrung und Präsentierung
- die Härte der Sanktionen für alle Verstöße gegen die solchermaßen unbezweifelbare Wahrheit

Obwohl es sich auf dieselbe biblische Tradition gründet wie das Judentum, blieben sich beide Überlieferungen in ihrem Verhältnis zur Wahrheit unvergleichbar fremd. Das Judentum kannte weder Dogmen noch explizite Bekenntnisse noch eine autoritative Lehrinstanz, welche die Glaubensartikulation überwachte. Kennzeichnend war allein die Unterscheidung zwischen Glaube und Gottlosigkeit bzw. Götzendienst. Im Gegensatz dazu artikulierte sich das Christentum sehr bald als feststehende Didache (Röm 6,17; 16,17; Phil 4,9), aus deren fortschreitender Entfaltung sich ständige Polarisierungen und zunehmende Konflikte ergaben.

1. Finden wir bei den frühen Kirchenlehrern noch Plädoyers für die Duldung andersdenkender Mitchristen, begegnen auch schon - bisweilen bei ein und demselben Autor - Gedankenspiele und Drohungen, in denen die Möglichkeiten repressiven Vorgehens angelegt sind: "Als die fleischliche Beschneidung noch in Gang war, wurden solche Sünder mit dem Schwert getötet; jetzt aber werden die Hochmütigen und Widerspenstigen, weil bei den treuen Dienern Gottes eine geistliche Beschneidung begonnen hat, durch das geistliche Schwert ums Leben gebracht, in dem sie aus der Kirche ausgestoßen werden" (Cyprian, + 258, , 4. Brief an Pomponius, c. 4). Zu dieser Einstellung braucht man sich nur noch veränderte Zeitbedingungen vorzustellen, um den Geist aus der Flasche entweichen zu sehen.

2. Die Konstantinische Wende brachte auch hier den Wandel zur Gewaltanwendung. Die Repressionen, die Diokletian gegen die Christen verfügte, finden nun mühelos ihre Übertragung auf Juden und resistente "Heiden". Mission und Belehrung wurden auf Jahrhunderte hin Herrschaftsziele, die nicht zuletzt der imperialen Interessenpolitik gehorchten. Noch auf der Schwelle zu dieser neuen Zeit begann Lactantius (um 250 – um 320), bald nach dem Kurswechsel unter Konstantin, über die "Todesarten der Verfolger" zu schreiben, "damit alle, die dem Schauplatz der Ereignisse ferne standen oder die später zur Welt kommen werden, erfahren, auf welche Art der höchste Gott seine Macht und Majestät in der Ausrottung und Vernichtung der Feinde seines Namens gezeigt hat". Um 346/48 aber belegt eine Anklageschrift des Firmicius Maternus gegen die Heiden, an die Adresse der Kaiser Konstantius und Konstans gerichtet, wie von jetzt an gegen die "Heiden" vorgegangen werden soll: "Nehmet weg, nehmet weg ohne Zagen, allerheiligste Kaiser, den Schmuck der Tempel. Diese Götter mögen das Feuer der Münzstätte oder die Flamme des Metallbergwerkes schmelzen, alle Weiheschenke verwendet zu eurem Nutzen und macht sie zu eurem Eigentum. Nach Vernichtung der Tempel seid ihr vermöge der Kraft Gottes zu Höherem fortgeschritten...", um die Obrigkeit sodann nach Dtn 13,6-10 zu belehren, dass Gott "die Untat des Götzendienstes in jeder Weise verfolge...: Weder den Sohn befiehlt er zu schonen noch den Bruder, und sogar durch die Glieder der geliebten Gattin stößt er das Racheschwert."

3. Die beschriebenen Problemfelder haben ihre Spuren tief in das binnenkirchliche Denken und Verhalten eingegraben. Soll ihr Bann überwunden werden, ist dies nur durch eine Folge von Erkenntnisschritten möglich, die Sigmund Freud als "erinnern, wiederholen und durcharbeiten" kennzeichnete: Das einmalige Erinnern hat nicht genügend Kraft, eine neue Haltung zu begründen. Deshalb sind die Wiederholung innerer Auseinandersetzungen, emotionales Teilhaben und kritisches Analysieren unverzichtbar, um die instinktiven Verleugnungs- und Verdrängungsmechanismen zu überwinden. Wenn der Psychoanalytiker darauf hinweist, dass nur der Kranke, "dessen Leiden am Symptom größer ist als der Gewinn aus der Verdrängung", sich bereit finde, seine eigene Bewusstseinszensur zu lockern, um aus akzeptierter Erinnerung den Überschritt in ein neues Selbstverständnis zu gewinnen, ist auch die Voraussetzung für ein neues Paradigma von Kirche erfüllt.

Die hier genannten Problemaspekte sehen natürlich ganz ab von der philosophischen wie theologischen Grundsatzproblematik in welche die Gottesrede heute geraten ist und die „in Anbetracht der christlich-kirchlichen Praxis keine Chance hat, „vermittelt“ zu werden. Da sie aber spekulativ dennoch notwendig ist, wäre „die Folge, dass alle Theologie nur noch als die post-ontologische und insoweit poetische Metapher-Sprache für eine antinihilistische Hoffnung zu verstehen wäre“ (H.R. Schlette). Wie sich in dieser Spur das christliche Erbe korrigieren und zugleich sprachlich noch darstellen lässt, ist das bislang ungelöste Problem.